Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 55 (1975-1976)
Heft: 5

Artikel: Verantwortung eines Philologen
Autor: Weimar, Klaus
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163091

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLAUS WEIMAR

Verantwortung eines Philologen

Als Sokrates sich einen Philologen nannte, meinte er damit, er sei ein Liebhaber des wissenschaftlichen Gespräches. Seither hat sich manches in der Bedeutung des Wortes Philologe geändert. Sokrates war ein öffentliches Ärgernis mit seiner Philologie; sie brachte ihm bekanntlich Anklage und Tod wegen Verführung der Jugend. Schon zwei, drei Jahrhunderte später war Philologie kein Risiko mehr, sondern ein geachteter Beruf, allerdings nur um den Preis, dass die eigentliche Arbeit des Philologen jetzt unter Ausschluss der Öffentlichkeit in der Einsamkeit der Studierstube stattfand. Die sokratische Einheit von Hören und Reden im Dialog gemeinsamen Denkens war zerfallen in Lektüre und Monolog, und der Philologe wurde aus einem Liebhaber des Gespräches ein Freund des Wortes in entsprechend doppeltem Sinne. Der lesende Philologe ist Freund des Wortes, weil er die schriftliche Überlieferung kennt, ehrt und bewahrt; der redende Philologe ist Freund des Wortes, weil er gern und viel redet.

Wenn mich nicht alles täuscht, ist dies ziemlich genau der Eindruck, den kritische Nichtphilologen auch heute noch oder wieder von der Philologie haben: Philologie als ein wunderliches Gemisch von weltfremder Büchergelehrsamkeit und schöngeistiger Vielrednerei. Ob und in welchem Masse die Philologen selbst zum Entstehen dieses Eindrucks aktiv beigetragen haben, ist gar nicht so wichtig. Die Philologie stellt sich jedenfalls den Gebildeten unter ihren Verächtern in einem sehr ungünstigen Lichte dar, und andererseits stimmt einen das Wohlwollen derer auch nicht gerade fröhlich, welche die Philologie als eine Art höhere Bildung und Hüterin der literarischen Kultur schätzen oder auch nur als Reservat für die Spezialisten des Schönen dulden wollen.

Denn all das, Freundliches wie Unfreundliches, richtet sich nach einer Vorstellung von Philologie und speziell Literaturwissenschaft, von der man nur hoffen kann, dass sie falsch ist. Die Literaturwissenschaft wird gesehen als ein schöner Luxus, den man sich leisten kann oder auch nicht, je nachdem, ob man geneigt ist, sich im Interesse einer farbigen Vielfalt auch einige feinsinnige, obwohl lebensuntüchtige Ästheten zu halten, oder ob man sie überflüssig findet, weil man scheinbar Wichtigeres zu finanzieren hat.

Diese öffentlichen Legenden und Missverständnisse können unversehens wieder zum Risiko für die Philologie werden, zum Vorwurf, die Jugend zu Unnützem zu verführen. Das Wort Luxuswissenschaften wurde schon vor einigen Jahren herumgereicht. Wir Philologen haben es offenbar versäumt oder verlernt, eine angemessene öffentliche Selbstdarstellung zu geben und den Sinn der Philologie auch den Nichtphilologen – und das sind ja immer noch die meisten – einsehbar zu machen. Wer als Angehöriger der Universität oder Schule zum öffentlichen Leben gehört und sich nicht auch öffentlich die Zwecke seiner Tätigkeit setzt, der läuft Gefahr, dass sie ihm dann eben von aussen gesetzt werden, vom Staat oder von der Politik. Das Heimatland der Germanistik ist seit anderthalb Jahrhunderten bis heute unablässig bemüht, in dieser oder jener Weise trübe Beispiele für die Richtigkeit dieser These zu liefern.

Ich will nicht den Teufel an die Wand malen; ich will niemanden verdächtigen, und ich will auch keinen auf dumme Gedanken bringen. Aber ich sehe doch, dass die öffentliche Unwissenheit über die Notwendigkeit der Philologie uns selbst wird schaden können, sobald zum Beispiel finanzielle Gesichtspunkte oder einfache Nützlichkeitserwägungen wichtiger werden sollten als die Ehrfurcht vor den traditionellen Disziplinen. Und ich sehe ebenso, dass die scheinbare oder wirkliche Funktionslosigkeit der Philologie nicht wenigen Studenten schwer zu schaffen macht und dass damit die immer vorhandene Neigung wächst, die Philologie an einen fremden Zug anzuhängen, um wenigstens die Unsicherheit über die Fahrtrichtung loszuwerden.

In all diesen Bedenken und Einwänden, mögen sie immerhin einseitig formuliert oder übertrieben erscheinen, sitzt ausgesprochen oder unausgesprochen die ernsthafte Anfrage an die Adresse der Philologen: kann man es angesichts der gewaltigen Probleme unserer Zeit überhaupt noch verantworten, sich ein Leben lang professionell nur mit Literatur zu befassen? Man wird gut daran tun, derartige Anfragen nicht einfach auf sich beruhen zu lassen, auch wenn man mit guten Gründen den Fragenden die Legitimation dazu bestreiten mag, die Philologen mit solch einer moralischen Rigorosität zur Verantwortung zu ziehen. Es scheint mir wieder einmal an der Zeit zu sein, dergleichen zweifelnde Anfragen nicht nur im Herzenskämmerlein zu erwägen, sondern sich coram publico zu verantworten.

Dabei glaube ich am besten so zu verfahren, dass ich von der Verantwortung spreche, die ein Philologe an der Universität hat, ob er will oder nicht, also von der Verantwortung gegenüber den Instanzen, die ihm direkt oder indirekt seine Arbeit ermöglichen; von der Verantwortung gegenüber den Studenten, die zu unterrichten ihm aufgetragen ist; und von der Verantwortung gegenüber der Literatur.

Was ist Literatur?

Wollte man nach der Erfahrung die Tätigkeit der Philologen als den Ort der Verantwortung beschreiben, dann käme man an kein Ende; denn so viele Philologen es gibt, so viele Nuancen und Besonderheiten, Verfahrensweisen und Interessenschwerpunkte, Stärken und Schwächen scheint es zu geben. Wenn ich also vom Philologen rede, meine ich nicht einen bestimmten oder einen Durchschnitt aus allen, sondern einen Literaturwissenschaftler, wie ich ihn mir vorstelle, eine Art Idealfigur.

Dieser Mann nun hat es auf wissenschaftliche Weise mit Literatur zu tun. Und damit sind wir bereits mitten in den Schwierigkeiten; denn weder besteht Einigkeit darüber, was Literatur ist, noch kann als ausgemacht gelten, was angesichts der Literatur wissenschaftlich sein soll.

Der Philologe hat eine Unmenge von Geschriebenem zur Verfügung, von Verwaltungsakten und Lehrbüchern der Anatomie bis zu Parlamentsreden und Gedichten, aber wenn er nicht einfach die mehr oder weniger üblichen Einteilungen ungeprüft und gewohnheitsmässig übernehmen will, dann muss er Begründungen dafür finden, dass er ein Schriftstück Literatur nennt und zu seinem Gegenstand macht und ein anderes nicht. Bei der Durchmusterung des Bestandes fällt einem natürlich auf, dass manche Texte in Verszeilen geschrieben sind, andere dagegen nicht. Damit hätte man die alte formale Einteilung in Poesie und Prosa als den beiden Bestandteilen der Literatur. Lässt man die Sache mit der Poesie erst einmal auf sich beruhen, dann müsste man innerhalb der Prosa nach neuen Kriterien die literarische von der nichtliterarischen trennen. Wie die Untersuchung auch ausgehen mag: man sieht, dass das blosse Vorliegen von Versen keine notwendige Bedingung für Literatur ist, ja es ist darüber hinaus nicht einmal hinreichende Bedingung; denn es gibt ja zum Beispiel Merkverse, wie wir sie noch im Lateinunterricht gelernt haben, Kochrezepte oder kurze Sitzungsprotokolle, die aus Gründen der Übersichtlichkeit nur je einen Satz pro Zeile aufweisen. Niemand wird dergleichen nur um solcher zufälliger Äusserlichkeiten willen als Literatur bezeichnen wollen. Man braucht also ein Kriterium, das ohne Berücksichtigung der äusseren Form eine sichere Unterscheidung ermöglicht.

Mit anderen Worten: es gibt kein eindeutiges Unterscheidungsmerkmal, mit dessen Hilfe man zweifelsfrei literarische von nichtliterarischen Texten unterscheiden kann, ohne sie gelesen zu haben. Das hört sich jetzt wahrscheinlich ziemlich trivial an, ist deswegen aber noch lange nicht unwichtig. Gesagt ist damit nämlich, dass man nur dann vernünftig über Literatur reden kann, wenn man nicht ausser acht lässt, dass man es als Leser tut. Ebensowenig kann man davon absehen, dass alles Geschriebene einen Autor hat,

und es ist ferner ausgesprochen müssig und unnütz, darüber nachzugrübeln, was ein literarisches Werk an sich sein mag, wenn es etwa nie einen Leser finden sollte oder gerade ungelesen in der Bibliothek lagert.

Es soll nun aber beileibe nicht dem Belieben jedes einzelnen Lesers überlassen bleiben, von Fall zu Fall eine Entscheidung zu treffen, was Literatur ist und was nicht, und ebensowenig wird man sich auf das Urteil der Autoren verlassen wollen.

Zuerst muss man sich wohl über den Sinn der Terminologie verständigen, und zwar in diesem Sinne: Literatur soll kein Wertprädikat sein. Aus diesem einzigen Grunde übrigens gebrauche ich das Wort Dichtung nicht, weil viele damit wohl eine bestimmte Wertvorstellung verbinden. Ein Gedicht kann von Herzen schlecht sein und ist doch Literatur, ohne dass ihm das etwas hilft, wohingegen eine technologische Studie so brillant sein kann, wie sie will, ohne deshalb zur Literatur zu werden und ohne dass ihr damit etwas abgeht.

Alles Geschriebene hat die Eigenart, dass man ihm nicht ansieht, wie es geschrieben worden ist. Man kann zum Beispiel beim Lesen eines scheinbar tiefsinnigen Essays vermuten, dass es schwer war, ihn zu schreiben, und doch hat ihn der Verfasser in einem halben Nachmittag hingeschmiert. Eine philosophische Abhandlung kann in einem urbanen Plauderton gehalten sein und doch die Summe vieler Jahre angestrengten Denkens enthalten. Selbst über so einfache Dinge also wie den investierten Arbeitsaufwand weiss man in den wenigsten Fällen etwas, und wenn man es weiss, nützt es auch nicht viel. Denn was alles während der langdauernden oder kurzfristigen, leichthändigen oder mühseligen Arbeit des Schreibens im Verfasser und um ihn herum vorgegangen ist, wird schlechterdings niemals, weder im aktuellen Moment, noch nachträglich irgend jemand in Erfahrung bringen, auch der Autor selbst nicht. Sobald ein Text fertig ist, ist der Prozess seines Geschriebenwerdens für immer in ihm verschwunden. Trotzdem wäre es eminent wichtig, diesen Prozess zu kennen, denn selbstverständlich hinterlässt er im fertigen Text Spuren, die erst aus ihm heraus verständlich werden.

Der Philologe kann sich nicht anders behelfen, als dass er aus den wenigen Spuren des Geschriebenwordenseins im Text zurückschliesst auf jenen Prozess des Schreibens, aus dem der Text hervorgegangen ist. Und da gibt es denn einige relativ unscheinbare Spuren, die einen zu der Annahme nötigen, dass der Prozess des Schreibens von Literatur sich grundsätzlich unterscheidet vom Schreiben aller anderen Texte. Erst wenn man diesen Unterschied bemerkt und erfasst hat, kann man literarische und nichtliterarische Texte voneinander trennen.

Nehmen wir zur Illustration einige einfache Beispiele. – Das inzwischen

auf drei Bände angewachsene Werk mit dem Titel «Jahrestage» enthält nichts als die Aufzeichnungen einer gewissen Gesine Cresspahl; auf den Titelblättern dagegen ist als Autor Uwe Johnson angegeben. – Anfang 1945 erschien in Basel eine Anthologie von Gedichten deutscher Flüchtlinge, «Das Wort der Verfolgten», als dessen Herausgeber ein Oswald Mohr zeichnet. Am Ende des Vorwortes richtet besagter Mohr einen besonderen Dank an Herrn Bruno Kaiser in Basel; man weiss heute, dass dieser Bruno Kaiser, der als deutscher Emigrant Schreibverbot hatte, selbst der Herausgeber war. – Glaubwürdigen Gerüchten zufolge soll es unter anderem politische Reden, Prominentenbiographien, Artikel in medizinischen Fachzeitschriften geben, von denen der jeweils als Autor figurierende Mann, wenn überhaupt, nur den kleinsten Teil wenigstens geschrieben hat.

Den drei Beispielen gemeinsam ist, dass eine gewisse Diskrepanz zwischen dem wahren und dem angegebenen Autor besteht. Um die zweifellos vorhandenen Unterschiede formulieren zu können, muss man zurückgreifen auf die Intentionen, die, wie zu vermuten ist, zu jener Diskrepanz geführt haben; man muss also zurückschliessen auf den Prozess des Schreibens. Bei Uwe Johnson haben wir den literarischen Normalfall in besonders deutlicher Ausprägung: ein Mann schreibt offen unter dem Namen einer von ihm erfundenen Frau, ohne damit jemanden hinters Licht führen zu wollen oder zu können. Im Falle Bruno Kaisers handelt es sich um das höchst geistreiche und nicht ungefährliche Verwirrspiel, dass der erfundene dem wirklichen Herausgeber dankt, um ihn desto sicherer von jedem Verdacht unerlaubter Schriftstellertätigkeit zu befreien, ein raffinierter und erfolgreicher Trick zur Täuschung der Fremdenpolizei, welche über dessen Erlaubtheit gewiss ihre eigene Meinung gehabt hätte. Auch im dritten Beispiel geht es um eindeutige Verdunklungsmanöver, um Plagiate, bei deren moralischer oder rechtlicher Beurteilung es darauf ankäme, in welchem Masse die Ghostwriter freiwillig an der Täuschung beteiligt waren.

Die Differenz von wahrem und angegebenem Autor wird also von den Plagiatoren wie von Bruno Kaiser zum Zwecke der Täuschung eingesetzt, von Johnson dagegen nicht. Literatur, so möchte man sagen, unterscheidet sich von den anderen Formen der Lüge dadurch, dass sie ehrlich ist. Statt ehrlicher Lüge könnte man auch Fiktion sagen, aber das ist leider im Deutschen ein unglücklicher Ausdruck, und er gibt, wie auch der Satz über die Lüge, zu Missverständnissen Anlass. Deshalb will ich das Ergebnis der drei Beispiele in eine andere Definition fassen: Literatur entsteht, wenn jemand – dem Leser erkennbar – als ein anderer schreibt. Und damit meine ich nun zugleich eine für den jetzigen Zusammenhang ausreichende Definition von Literatur gegeben zu haben, die überdies auch die vorhin gegebene Bedingung erfüllt, dass sie zugleich vom Leser spricht.

Weitere Beispiele

Immerhin wird ein einziges literarisches Beispiel wohl noch nicht genügen, um die Brauchbarkeit und Haltbarkeit dieser vielleicht doch eher befremdlichen Definition zu erweisen. Einige summarische Überlegungen zu den wichtigsten Erscheinungsformen der Literatur müssen vorderhand diesen Zweck erfüllen. – Wenn jemand wie Uwe Johnson als Gesine Cresspahl in der Ich-Form schreibt, dann liegt, wie gesagt, der Sachverhalt klar zutage: Uwe Johnson ist die biographische Person, Gesine Cresspahl die literarische Person. Wenn die literarische Person keinen eigenen Namen mehr bekommt und weiter «ich» schreibt, wird der Leser in den meisten Fällen nicht zweifeln, dass die literarische Person zum Beispiel Erlebnisse berichtet, die nicht diejenigen der biographischen Person sind. Um diese Differenz dem Leser im Bewusstsein halten zu können, verfügt der Autor über einige technisch einzusetzende Mittel wie das sogenannte epische Präteritum. Zweifellos existiert ein Streifen Niemandsland zwischen Roman und Autobiographie, aber die in ihm verlaufende Grenze zwischen Literatur und Nicht-Literatur ist eine dünne und scharfe Linie, nur dass uns hier ihre genaue Vermessung nicht beschäftigen kann.

In der Mehrzahl aller Romane und Erzählungen tritt die literarische Person nicht als ein selbständiges Ich auf. Dass der Autor trotzdem nicht als biographische, sondern als literarische Person (also: als ein anderer) schreibt, merkt jeder Leser, ohne es vielleicht genau zu wissen, an inneren Merkmalen der Erzählung, etwa daran, dass der Autor als literarische Person unwahrscheinlich gut informiert sein kann über das Innenleben völlig fremder Leute. In seiner Welt darf sich der Autor als literarische Person unendlich viel mehr erlauben, als seinem Konkurrenten, dem Historiker, jemals zugestanden werden könnte. Auch wenn er von dieser Freiheit nur geringfügigen Gebrauch macht, schreibt er als literarische Person und wird es dem Leser auch in dieser oder jener Weise, durch den Untertitel Roman, durch irgendwelche Zwischenbemerkungen oder dergleichen zu verstehen geben.

Dass Theaterstücke von unserer Definition umfasst werden, bedarf nur weniger Worte; denn jedermann sieht, dass der Autor seine Worte fremden Personen in den Mund gelegt hat. Das gilt selbstverständlich auch für das sogenannte Dokumentartheater.

Am schwersten ist die Differenz zwischen biographischer und literarischer Person in Gedichten theoretisch zu fassen, obwohl sie eigentlich niemandem fremd sein kann. Stellen Sie sich vor, ich würde plötzlich in schlichte Verse ausbrechen oder mich zu begeisterten Apostrophen erheben. Mit Recht wären Sie belustigt bis betreten, weil ich, als biographische Person hier

stehend, mich plötzlich als literarische gebärdet hätte. Die Differenz wäre nur so besonders krass spürbar, weil der Moment so unpassend wäre. Sie ist aber auch in jedem lyrischen Gedicht anzutreffen.

Dies also zur Illustration der Definition, dass Literatur entstehe, wenn jemand – dem Leser erkennbar – als ein anderer schreibt. Das gilt für die dürftigsten Heftromane und für die grössten Werke der Weltliteratur gleichermassen. Die Qualitätsunterschiede liegen im Rahmen dieser Gemeinsamkeit auf einer Ebene, die man gemeinhin als die Kunst des Autors bezeichnet. Kunst ist sozusagen etwas Zusätzliches, das sich zudem nicht auf Literatur beschränken lässt. Nicht jedes literarische Werk ist auch ein literarisches Kunstwerk, aber jedes literarische Kunstwerk ist eben auch literarisches Werk, und andererseits mag es sprachliche Kunstwerke geben, die nicht Literatur sind, Briefe vielleicht, auch Tagebücher oder Essays oder Reden. Die Begriffe Kunst und Literatur sind also nicht austauschbar.

Die Kunst bedeutender Schriftsteller ist indessen so unterschiedlich und vielfältig, dass nur mit Vorbehalten etwas grundlegend Gemeinsames herausgehoben werden kann. Im allgemeinen wird sich Kunst in der Ökonomie, Organisation und Konzentration des Textes äussern, sei es, dass einfach nichts Überflüssiges stehen bleibt, sei es, dass Strukturen und Beziehungen anfangen zu sprechen, dass Gegenstände und Handlungen Bedeutung bekommen, dass die Reihenfolge der Wörter und Sätze zur Aussage wird. Es liegt auf der Hand, dass in diesem Gebiet der Künstler leicht daneben greifen oder des Guten zu viel tun kann, dass ein Urteil darüber nicht unabhängig ist von den Wandlungen des Geschmacks und dass die Ergebnisse der Kunst einem ungeübten Leser gar nicht unbedingt auffallen müssen. – Mit der gebotenen Vorsicht eine vorläufige Definition: im Medium der Sprache verwandelt Kunst alles in Bedeutungsträger, sie macht – in einem weiteren Sinne – alles in der Sprache zu Sprache.

Philologen auf Abwegen

Die Verantwortung des Philologen gegenüber der Literatur, sei sie kunstvoll oder kunstlos, besteht nur in einem: er hat dafür zu sorgen, dass sie Literatur bleibt, und das heisst zunächst, dass die Differenz von biographischer und literarischer Person gewahrt bleibt. Wird nämlich die Differenz von biographischer und literarischer Person überhaupt nicht gesehen, dann wird Literatur zum privaten Dokument und damit scheinbar psychologischer Untersuchung zugänglich. Wen es aber gelüstet, in die Seele eines Dichters zu schauen, der wird sich schon an die lebenden halten müssen oder, wenn er von den Toten nicht lassen kann, sich auf die Tagebücher oder ähnliches zu

beschränken haben. Dass bei Kafka, um nur einen zu nennen, gleiche Motive in den Tagebüchern und in den literarischen Werken erscheinen, ist kein Gegenargument, sondern sollte eher skeptisch über die psychologische Auswertbarkeit auch der Tagebücher von Schriftstellern urteilen lassen.

Der Nivellierung der Differenz entgegengesetzt ist das andere Extrem, das Abschneiden jeglicher Verbindung zwischen biographischer und literarischer Person. Literatur erscheint dann als ein Ensemble von Kunstgriffen, und damit ist der Wahrheitsanspruch der Literatur preisgegeben; denn Wahrheit ist nur denkbar in Verbindung mit biographischen Personen. Dass Literatur etwas mit Wahrheit zu tun hat, braucht man sich nicht des langen und breiten theoretisch zu demonstrieren, man muss sich nur erinnern, dass Schriftsteller unendliche Schwierigkeiten auf sich genommen haben und auf sich nehmen, um nur schreiben zu können und um schreiben zu können, was sie für richtig halten. Das ist zwar durchaus kein Wahrheitsbeweis, und ob man der jeweils intendierten Wahrheit dann zustimmen mag, ist wieder eine andere Frage; aber man wird erst einmal den Anspruch auf und das Bemühen um Wahrheit als solche ernst zu nehmen haben.

Die Sorge darum, dass Literatur Literatur bleibt, begründet sich nicht in einem Verlangen nach abstrakter Sachgerechtigkeit, sondern in der Erfahrung, dass Literatur dem Leser etwas zu bieten hat, und in der Erwartung, dass ihr Angebot sich erst und nur dann voll entfalten kann, wenn man sie in ihrer Eigenart respektiert. Das ist zweifellos leichter gesagt als getan, und zudem hat es den Anschein, als lasse sich die so verstandene Verantwortung gegenüber der Literatur nicht vereinbaren mit der Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit. Das glauben nun nicht nur die anfangs zitierten Verächter der Philologie, sondern seit einigen Jahren auch manche Philologen. Die Forderung, Literatur ganz Literatur sein zu lassen, klingt ihnen wie eine Aufforderung zu verantwortungsloser, weil weltvergessener Gefühlsschwelgerei. Eben weil sie die Welt auch bei ihrer philologischen Tätigkeit nicht vergessen können und wollen, erheben sie die Gegenforderung – um ein fast schon wieder veraltetes Modewort zu gebrauchen – nach gesellschaftlicher Relevanz auch der philologischen Tätigkeit. Sagen wir es mit anderen, nicht weniger abstrakten Worten, dass nämlich aus lauter Verantwortung gegenüber der Literatur nicht die Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit aus den Augen geraten soll, so ist vielleicht auch in diesem heiklen Punkte Einigkeit erreicht oder wenigstens Einigung denkbar. Auf dem Boden der hypothetischen Einigkeit über den Leitsatz philologischer Tätigkeit wäre dann der Streit auszutragen über die Wege, auf denen er unverkürzt verwirklicht werden kann. Ich masse mir natürlich nicht an, diesen Methodenstreit in ein paar Minuten zu beendigen. Aber ich will doch mit einigen wenigen Sätzen und Gründen anzugeben versuchen, wie die philologische

Tätigkeit nach meiner Überzeugung nicht aussehen darf, um dann meine Vorstellungen darlegen zu können, wie sie sich angesichts der doppelten Verantwortung vollziehen sollte.

Es ist zugegebenermassen nicht ganz unproblematisch, die untereinander durchaus nicht immer einigen Literaturwissenschaftler, die sich als Marxisten verstehen, auf eine gemeinsame Formel zu verpflichten. Riskieren wir es trotzdem. In aller Regel stellt sich das Verfahren als das der Ideologiekritik dar, aufbauend auf folgenden Voraussetzungen: Literatur ist als Phänomen des Überbaus ein Abbild der objektiven Realität, aus der sie hervorgeht; die Qualität des Abbildes bemisst sich an seiner Treue gegenüber dem Urbild, also an seiner Wahrheit; die Wahrheit des Abbildes Literatur besteht nun nicht darin, eine scharfe Momentaufnahme zu sein, sondern sie besteht – weil die abzubildende objektive Realität Geschichte und also Bewegung ist – in der Parteilichkeit, das heisst in der vollen Erkenntnis und folglich Unterstützung derjenigen Tendenzen, die den Fortschritt repräsentieren und die Zukunft für sich haben. Mit dieser objektiv abbildenden Erkenntnis, die der marxistische Philologe sich selbst zumutet, vergleicht er das Abbild Literatur. Kritischer Vergleich ist also der erste Schritt.

Wo das literarische Abbild vom objektiv richtigen abweicht, müssen diese Abweichungen begründet und abgeleitet werden als Ergebnisse bewusster oder unbewusster Verschleierung ökonomischer oder sozialer Interessen, und damit ist schon das Urteil über sie gesprochen. Der zweite Schritt ist also wertende Ableitung.

Durch Vergleich und Ableitung wird das literarische Abbild in seinen Stärken als Wahrheit in sein relatives historisches Recht gesetzt sowie in seinen Schwächen als Verschleierung entlarvt, und dem Philologen wächst ein doppelter Nutzen zu: in der Wahrheit des literarischen Werkes erblickt er ein Stück Vorgeschichte seiner eigenen Überzeugungen und Erkenntnisse; die Entlarvung der Unwahrheit, oft geübt, erweist sich als unentbehrliche Fähigkeit im politischen Leben, und im Erwerb dieser Fähigkeit beruht besagte gesellschaftliche Relevanz.

Vielerlei Einwände liessen sich formulieren, etwa dass die Differenz von literarischer und biographischer Person verlorengehe oder dass die Möglichkeit eines in diesem Sinne objektiven Abbildes nicht für jedermann ausser Zweifel stehe oder dass die Erkenntnis der Vorgeschichte auf einem logischen Zirkel beruhe. Dergleichen literaturtheoretische, erkenntnistheoretische und logische Argumente führen jedoch erfahrungsgemäss nicht sehr viel weiter. Ich verschenke sie.

Auf einem muss ich aber bestehen, dass nämlich das Entdecken der Vorgeschichte wie auch das Entlarven der Unwahrheit blosse Selbstbestätigung ist; denn der Literatur und der Vergangenheit überhaupt wird methodisch

das Recht bestritten, die Position des Philologen auch nur von fern in Frage zu stellen, indem eben diese Position als objektiver Massstab fungiert. Als wäre die Philologie das Weltgericht, vor dem jedermann gemessen wird, in dem die Unterlegenen allein wegen ihres historischen Rechts erhöht werden und die Mächtigen endlich eins aufs Haupt bekommen. Was dabei gespielt wird, ist ja wieder einmal, dass die Stärke triumphiert. Auch wer ehemals auf der Seite der Macht oder des Unrechts stand, hat als Teil der Vergangenheit alle seine wahre oder vermeintliche Stärke verloren. Er ist, wie Figura zeigt, dem Philologen ausgeliefert auf Gnade oder Ungnade. Und wenn es dem gefällt, ungnädig zu sein und seine Stärke als Weltenrichter zu beweisen, hat er leichtes Spiel. Wo der Gegner sich nicht wehren kann, ist gut Siege feiern. Manchenorts scheinen die Siegesfeiern der Philologen gar nicht enden zu wollen.

Probleme der Interpretation: der vergessliche Leser

Was kann man dem Überschwang entgegensetzen? Ich rechne es zu der vornehmsten Verantwortung eines Philologen gegenüber den Adepten der Philologie, ständig darauf hinzuweisen, dass es in der Wissenschaft nicht alleweil so leicht und lustig gehen darf, und das macht man am besten, indem man hartnäckig die Schwierigkeiten demonstriert und auf der Wahrnehmung von Problemen beharrt. Der Satz Thomas Manns, dass Schriftsteller Leute seien, denen das Schreiben schwerer fällt als anderen, behält seinen guten Sinn auch in der Abwandlung, dass den Philologen das Lesen schwerer fällt als anderen. Philologen haben die Pflicht, auf ihrem Gebiet nichts als selbstverständlich zu nehmen und auf sich beruhen zu lassen. Zurück also zu unseren Problemen.

Dass der aktuelle Prozess des Schreibens im fertigen Werk verschwindet, dass sich das Werk von der biographischen Person des Autors löst und sie überlebt, das macht die Wehrlosigkeit der Literatur und alles Geschriebenen aus. Im Unterschied zu allem anderen Geschriebenen oder Gedruckten jedoch enthält das literarische Werk eine Erscheinungsweise des Autors, eben die literarische Person, deren Spuren wir vorhin verfolgt haben. Mit dem fertigen Werk löst sich die literarische Person von der biographischen Person des Autors, als wär's ein Stück von ihm. Viele Schriftsteller haben darum die Fertigstellung eines Werkes mit einer Geburt verglichen.

Die Anwesenheit des Autors als literarischer Person verleiht dem literarischen Werke Dauer. Sie erleichtert noch nach Jahrhunderten den Zugang zum Werk, indem sie sozusagen eine Stelle ausspart, in die der Leser ein-

treten kann. Wenn wir Literatur lesen, sehen wir die Welt mit fremden Augen, mit den Augen der lenkenden und vielleicht alles wissenden literarischen Person. Wie der Autor als ein anderer schrieb, so liest auch der Leser als ein anderer. Wer erinnerte sich nicht noch seiner ersten Lektüre-Erlebnisse, als alles um ihn her versunken und er ganz im Gelesenen aufgegangen ist und er Mühe hatte, sich wieder zurückzuholen. Für die Zeit des Lesens ist man ein anderer, nur dass wir Erwachsenen höchst selten uns noch ganz im Lesen vergessen. Das Vergnügen ändert sich, aber es bleibt: der Leser ist bei vollem Bewusstsein ausser sich. Die Lust, ein anderer zu sein, ist die Quelle der Literatur und der Lektüre. Nirgends sonst kann man so spielend und gefahrlos aus seiner Haut heraus wie in der Literatur.

Obwohl der Leser die Optik der literarischen Person übernimmt, geht er doch nicht ganz in ihr auf. Jeder, auch der naivste Leser weiss, dass trotz allem die literarische Person ihm fremd bleibt. Warum sonst sieht er, wenn ein Roman zu aufregend wird, schnell hinten nach, wer es gewesen ist oder ob sie sich kriegen? Er weiss, ohne es vielleicht zu ahnen oder wahrhaben zu wollen, dass er beim Lesen mit fremden Augen immer noch er selbst bleibt. Er stellt Reflexionen an, er findet Leute sympathisch, die er nach dem deutlichen Willen der literarischen Person unsympathisch finden soll, er fühlt sich an eigene Erfahrungen erinnert und mengt eigene Meinungen ein, er merkt sich schon beim Lesen Wörter und Sätze, die ihm wichtig vorkommen, und baut sich, wenn's hoch kommt, aus alledem den Sinn des Gelesenen auf.

Und dann pflegen den beflissenen normalen Leser alle guten Geister und all sein Wissen zu verlassen. Er resümiert nicht etwa: ich gebe dem literarischen Werk den und den Sinn, oder wenigstens: das Werk hat für mich diesen Sinn, sondern meistens ungefähr so: der Dichter will uns sagen, dass ... Und schon hat der Leser alles vergessen, was er eigentlich sehr gut wusste, dass er nämlich als ein anderer liest, dass trotzdem die literarische Person ihm fremd bleibt und dass eine Differenz besteht zwischen literarischer und biographischer Person des Autors.

Ein Philologe dagegen vergisst dergleichen nicht so schnell, und deswegen fangen hier für ihn erst die Probleme an, wo sie für die normalen Leser schon zu Ende sind. Er liest wohl genau so wie die anderen Leser, aber in Erinnerung an das Wissen von den vielfachen Unterschieden glaubt er es sich selbst nicht, dass er plötzlich den Dichter direkt vernommen hat. Philologen sind solche Leser, die misstrauisch sind, und zwar zuerst gegen sich selbst. Die Wissenschaftlichkeit eines Philologen ist sein methodisch kultiviertes Misstrauen, und alle philologische Mühe dient der Überwindung des Misstrauens, bis man schliesslich fast ohne Bedenken zu scheinbar denselben Ergebnissen kommt, wie sie der normale Leser schon sehr schnell zu haben

meinte: der Autor will sagen, dass ... Dazwischen liegt allerdings ein langer Weg.

Da der vergessliche Leser seinen selbst erarbeiteten Sinn sofort dem Autor unterschiebt, liegt die Annahme nahe, der Philologe müsse sich selbst nach Kräften aus der Sache heraushalten, rein objektiv sein, wie man wohl sagt. Das ist ein Irrtum, denn genau das Gegenteil muss geschehen. Der Philologe muss sich derart gründlich in die Sache hineinbringen, dass er – wäre er nicht so misstrauisch – fast glauben möchte, er habe das literarische Werk selbst geschrieben.

Verständigung als Vergnügen

Wie man dazu kommt, ist bald gesagt, ohne deshalb in der Ausführung einfach zu sein. Als erstes nimmt der Philologe sich selbst beim Wort. Er nimmt allen Ernstes an, dass der Sinn, den er als normaler Leser dem Autor untergeschoben hat, tatsächlich der vom Autor gemeinte Sinn ist, und mit der erklärten Absicht und festen Entschlossenheit, alles und jedes im Werk unter diesen Sinn zu bringen, liest er das Werk ein zweites Mal. Dabei macht man die eigenartige Erfahrung, dass einem Einzelzüge und ganze Passagen auffallen, die sich nicht einfügen wollen, und dass man diese Feststellung als störend empfindet, weil man gezwungen wäre, den angenommenen Sinn fallenzulassen oder wenigstens zu modifizieren. Offenbar merkt man doch, dass man nicht die Absicht des Autors vertritt und verändern muss, sondern dass man tatsächlich die eigene Meinung zu korrigieren hat. Weil das alles andere als angenehm ist, verlieren schlechte Philologen schon hier die Geduld und versuchen mit aller Gewalt an dem einmal angenommenen Sinn festzuhalten. So etwas nennt man gewaltsame Interpretation.

Der wahre Philologe dagegen, zu dessen Apotheose wir jetzt übergehen, sucht neben der Bestätigung der eigenen Meinung mit gleicher Energie auch ihre Korrektur zu erreichen. Das sicherste Mittel zu beidem ist es, Elemente der Kunst im literarischen Werk aufzusuchen und in die Interpretation einzubeziehen, um nicht nur zu begreifen, was da steht, sondern auch wie es gemacht worden ist. Wenn das mühselige und langwierige Verfahren der dauernden Selbstkorrektur als abgeschlossen betrachtet werden kann, dann müsste der Philologe angeben können, was jede Einzelheit, was der Zusammenhang der Einzelheiten und was das Ganze bedeutet, und er müsste darüber hinaus noch Auskunft geben können, warum jede Einzelheit gerade in dieser bestimmten Formulierung an dieser und keiner anderen Stelle steht. Dann hätte er sich das Werk so vollkommen angeeignet, als hätte er es selbst geschrieben. So weit wird man kaum jemals kommen können, am ehesten

vielleicht bei Gedichten. Anzustreben ist es aber immer, und zwar als unerlässliche Vorbedingung vollkommenen Gelingens.

Es fehlt nur noch der zweite Schritt, der mit einer gegenläufigen Operation bewältigt wird. Der Philologe fixiert den Sinn, den er sich nach bestem Wissen und Misstrauen angeeignet hat, rückt ihn von sich fort und schiebt ihn dem Autor unter, nun aber nicht unbemerkt und heimlich, sondern offen und mit Gründen. Er muss seine Behauptung begründen, dass der von ihm allein erarbeitete Sinn gar nicht seiner, sondern der des Autors ist – ein an sich verzweifeltes Geschäft der Selbstverleugnung, das dennoch jeder Philologe erstaunlicherweise gern auf sich nimmt.

Beweisen lässt sich nun diese Behauptung nicht, dass der eigene Sinn der des Autors sei, sie kann nur glaubhaft und evident gemacht werden. Dazu allerdings ist dem Philologen schlechterdings alles willkommen, sofern es die Wahrscheinlichkeit seiner Behauptung zu erhöhen verspricht; von der Biographie bis zur Sprach- und Philosophiegeschichte, vom Gesamtwerk des Autors bis zur Einwohnerstatistik und zu Akten der hohen Diplomatie verschmäht der Philologe prinzipiell erst einmal nichts. Auf diese Weise macht er den von ihm gefundenen Sinn historisch. Historie ist Ergebnis, nicht Voraussetzung der Philologie. Bevor man ein Werk mit seinem ursprünglichen Kontext in Beziehung setzen kann, muss man es verstanden haben, damit man weiss, was überhaupt womit in Beziehung gesetzt werden kann, und verstehen kann man nur in der eigenen Gegenwart.

Das aneignende Verstehen hat unbedingte sachliche Priorität gegenüber der verfremdenden Historisierung. Deshalb habe ich die beiden komplementären Arbeitsgänge der Philologie als ein Nacheinander beschrieben, Aneignen vor Verfremden, Verstehen vor Historisieren, obwohl sie im aktuellen Vollzug einander ablösen und bedingen.

Bevor man ein Werk als fremdes in seiner Wahrheit oder Unwahrheit, in seiner Vollkommenheit oder Unvollkommenheit verstehen kann, muss man es erst einmal als eigenes verstanden haben, sonst verharrt es völlig unverstanden gegenüber der angewiderten Ablehnung oder hemmungslosen Verehrung des Lesers und Philologen.

Der Philologe betreibt prinzipiell nichts anderes als jeder Leser, nur dass er es bewusst und begründet, misstrauisch gegen sich selbst und methodisch, also wissenschaftlich tut. Der Philologe übt und lehrt wissenschaftliches, und das heisst hier vollkommenes Verstehen. Dass er darin hartnäckig bleibt, entspricht, wie gesagt, seiner Verantwortung gegenüber den Studenten der Philologie, und dass er dieses Ziel nur erreicht, wenn er sich der Verantwortung gegenüber der Literatur nicht entzieht, hoffe ich einigermassen gezeigt zu haben.

Der Gewinn, den der Philologe dabei einfährt, ist an sich schon aller Ach-

tung wert: in Aneignung und Verfremdung lernt er fremde Anschauungen von Grund auf kennen und verstehen, als wären sie ein Stück von ihm; er bekommt von sich dabei Distanz und lernt zudem immer mehr über die vielfältigen Möglichkeiten literarischer Kunst. Auch die Ausbildung der Fähigkeit zu verstehen soll nicht vergessen werden, denn sie ist nichts Zusätzliches, sondern Begleiterscheinung angesammelter wissenschaftlicher Erfahrung. Wer möchte angesichts der verbreiteten öffentlichen und privaten Verständnislosigkeit, ja Verständnisunfähigkeit behaupten, eine Ausbildung im Verstehen sei überflüssiger Luxus?

Aber das Wichtigste ist so unscheinbar, dass sogar manche Philologen es übersehen. Mit seiner angestrengten Arbeit und ihrem möglichen Gelingen demonstriert der Philologe durch sich selbst, dass schon das Bemühen um Verständigung und erst recht das anwachsende Verstehen gerade bei zunehmender Schwierigkeit ein wachsendes und immer faszinierender werdendes Vergnügen ist. Die Lust, ein anderer zu sein, die zum Schreiben und Lesen von Literatur treibt, wird in der Philologie erhoben zu einem ernsthaften und lohnenden Vergnügen.

Diese Erfahrung, die zusammen mit den Kenntnissen und der Fähigkeit zu verstehen, welche sie erst ermöglichen, die Philologie, die Wortfreundschaft ausmacht, verdient es, verbreitet zu werden. Darin besteht die Verantwortung des Philologen gegenüber der Allgemeinheit: er sorgt dafür, dass von der Universität über den Deutschunterricht an den Schulen Philologie unters Volk kommt.

Selbstverständlich weiss der Philologe, dass sogar das verschlossenste Stück Literatur allemal noch leichter zu verstehen ist als ein lebendiger Mensch auch nur von durchschnittlichem Zuschnitt; aber die Aufgabe ist doch dieselbe. Der Philologe verwechselt Literatur nicht mit einem Menschen, und er hält auch die Philologie nicht für das Leben, und deshalb masst er sich auch nicht an, allein aufgrund seiner philologischen Kompetenz der Allgemeinheit Vorschriften zu erteilen.

Aber in dieser Selbstbescheidung demonstriert der Philologe unaufhörlich und vielleicht unabsichtlich, was mancher gar nicht für möglich hält, dass nämlich volles Verstehen das genaue Gegenteil von Kritiklosigkeit oder geistiger Hörigkeit ist, und dass die aggressive Angst davor, sich auch nur in Gedanken auf fremde Positionen einzulassen, völlig unberechtigt ist. Ich wüsste nicht, wo diese wahrhaft erheiternde Erfahrung so leicht und überzeugend und gefahrlos zu machen wäre wie in der Philologie. Philologie sollte durch sich selbst Verführung und Verlockung zur Verständigung sein, und das hat unsere Zeit gewiss so nötig wie nur eine. Diese Notwendigkeit der Philologie gelegentlich wieder einmal ausdrücklich ins Bewusstsein zu heben, gehört auch zur Verantwortung eines Philologen.